

**Zeitschrift:** Brugger Neujaersblätter  
**Herausgeber:** Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg  
**Band:** 102 (1992)  
  
**Artikel:** Heimat ist, was mich klettern lässt - Heimat ist Bewegung : Rückblick aufs Jubiläumsjahr 1991  
**Autor:** Lang, Gustav Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-901215>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gustav Adolf Lang

## Heimat ist, was mich klettern lässt – Heimat ist Bewegung

### Rückblick aufs Jubiläumsjahr 1991

*Ich sage: Heimat, und ich denke: meine.  
Du hörst mich Heimat sprechen und meinst: deine.  
Aber das Wort? Was ist mit ihm geschehn?  
Hans Erich Nossack*

Heimat, ein «angeschlagener, beschädigter» Begriff, hat die «Neue Zürcher Zeitung» im Jubiläumsjahr 1991 in der Einleitung zu einer Literaturbeilage geschrieben. Und dann gleich viele Fragen nach der «ersehten Heimat» gestellt: «Wo liegt sie? In unseren Herzen? Dort, wo wir Träumen nachhängen? Ist sie dort, wo wir Kinder waren? Bleibt die Vorstellung mit jener Region verbunden? Mit blosser Vergangenheit also? Sollen wir Heimat in unserer Arbeit suchen? Bedeutet beispielsweise für Schweizer die Schweiz die Heimat? Oder Europa? Welches Europa? Eines des wirtschaftlichen Zusammenschlusses? Oder ein Europa als Alte Welt? Die USA sind vielen Schweizern vielleicht weniger fremd als Kastilien oder Böhmen . . . »

Der Fragenkatalog lässt sich beliebig verlängern. Und beliebig, das heisst sehr individuell, beantworten. Heimat ist für diesen und diese das eine, für jenen und jene das andere, und es ist auf verschiedenen Ebenen noch einmal etwas anderes.

Heimatbegriffe gehören in den intimen, ganz privaten Bereich des einzelnen Menschen; sie sollten deshalb von kollektivistischen Schulterschluss-Visionen in Stämmen, Völkern, Nationen, Vater- beziehungsweise Mutterländern, Staaten, Bünden, von politisch-ideologischer Indoktrination vor allem unterschieden werden.

Nicht, dass die Heimat mit einem Vaterland, einer Nationalität, einer Sprachgemeinschaft etwa gar nichts zu tun habe. Aber das sind alles Chiffren, die politisch zu missbrauchen und denn auch missbraucht worden sind. In diesem und im vergangenen Jahrhundert bis zum grausamen, Menschen und Kulturen vernichtenden Exzess, weshalb nun auch, wie eingangs zitiert, der Begriff «Heimat» angeschlagen, beschädigt ist.

\*

Grenze ich nun aber die *Heimat*, oder besser: «meine» und allenfalls «deine» Heimat von diesen Politchiffren ab, als ein ganz und gar unpathetisches Privatissimum, wie es der deutsche Lyriker Nossack gegen den Hitler-Wahn verteidigte, so ist sie nicht länger missbrauchbar. Sie müsste deshalb keineswegs jene peinliche Verlegenheit an die Oberfläche spülen, die zumindest den Intellektuellen hierzulande seit etlicher Zeit, nicht erst seit den «Skandalen», den Umgang mit Heimat, auch mit «ihrer» Heimat, erschwert.

«Meine» persönliche Heimatverbundenheit und «unser» gemeinsamer Patriotismus, nicht zu reden von der krankhaften Übersteigerung im Nationalismus, sollten keinesfalls gleichgesetzt werden. Patriotismus muss nicht zum vornherein bedenklich sein, solange ihm, wie schon Gottfried Keller mahnte, keinerlei Überheblichkeit innewohnt; auch nach siebenhundert Jahren Eidgenossenschaft, siebenhundertsieben Jahren Stadtrecht Brugg und achthundert Jahren Bern nicht – schliesslich haben wir ja ebenso wie andere unsere Skandale und unsere Drogen.

Ja, in gewissen geschichtlichen Situationen ist patriotische Besinnung wohl unentbehrlich: als in historiographisch vielleicht nicht ganz lupenreinen Freiheits- und Selbstbehauptungsmythen der Vergangenheit fussender Schutzschild gegen Bedrohungen von aussen (ich habe den Zweiten Weltkrieg als Bub noch bewusst «mitbekommen»), aber auch als kritische, selbstkritische Auseinandersetzung mit unserer inhereidgenössischen, kantonalen, regionalen und kommunalen Befindlichkeit mit Blick auf die Zukunft.

Ob «Kulturboykotte» der Feierlichkeiten dieses auf dem ältesten *erhaltenen* Bundesbrief fussenden Jubiläumsjahrs 1991, weil – es war leider nicht ironisierend, sondern griesgrämlich gemeint – «siebenhun-

dert Jahre genug» seien und es gar nichts zu feiern gebe, das geeignete Mittel gewesen sind, Kritik zu markieren, mag füglich bezweifelt bleiben. Wenn etwas nicht nur das politische, sondern auch das kulturelle Schaffen hemmt und eine Gemeinschaft in ihren Stärken und vor allem ihren Schwächen lähmt, so ist es selbstgerechte Humorlosigkeit unserer literarischen Präzeptoren.

Man erinnere sich immerhin des Satzes Jacob Burckhardts: «*Es hat auch der Verdienstvollste der Heimat mehr zu danken als diese ihm.*» Nun, bereits im Jahr 2041, nach nur fünfzig Jahren – mit grösster Wahrscheinlichkeit wird es dann, trotz Friedrich Dürrenmatts «Würfelzuckerprophetie», Helvetia noch immer geben –, lässt sich an der Siebenhundertfünfzigjahrfeier der Dank doch noch abstaten. Und die Brugger können, falls es sie dannzumal gelüstet, im Jahr 2064 erneut gross feiern: Der Name ihrer Stadt wird nämlich seit tausend Jahren überliefert sein!

\*

Was auch Burckhardt unter *Heimat* verstanden wissen wollte: Für mich ist es hier, wie oben dargelegt, eine sehr persönliche Landschaft, eine geographische wie eine geistige, vor allem wohl eine geistige, und es ist «meine» Heimat; sie erhebt keinerlei Anspruch auf irgendwelche Allgemeingültigkeit.

Ich schätze diese Heimat, sie bedeutet mir viel – wenn auch nicht alles. Müsste ich sie zeichnerisch konkretisieren, ich käme wohl immer wieder zurück zum Baum, meinem Heimatbaum (der Erkenntnis), mit seinen Wurzeln, mit Stamm und Ästen, mit seinen Blättern, seiner Krone. Oder ich dächte auch an einen in den Teich geworfenen Stein mit den von ihm verursachten Ringen auf der Wasseroberfläche, meinem Heimatstein. Er versinnbildlicht die Bewegung, die etwas bewirkt, etwas auslöst.

Heimat ist mir vor allem *Bewegung*, Bewegung zu neuen, immer weitergezogenen (Selbst-)Erkenntnissen, wie es diese Ringe auf dem Wasserspiegel ausdrücken. Den Stein (der Weisen) muss ich finden und werfen; es geht nicht ohne persönliche Leistung. Die Kreise sind der dafür empfangene Lohn: Erweiterung des Erfahrungshorizonts, dadurch *Vertiefung* meiner ganz persönlichen Existenz. Vertiefung, Bereicherung, neue Erkenntnis, soweit sie mir zugänglich ist – das ist

mir zutiefst Heimat; in diesem immerwährenden Prozess fühle ich mich zu Hause. Heimat ist für mich dort, wo ich mich nicht langweile, wo ich nicht einsam bin.

Was ich damit etwa meine: Ich fand und finde «meine» Heimat in einem Beruf, der auch Berufung ist, in Büchern, die mich bewegen (nicht alle tun's), in der Kunst, wo ich sie als zeitlosen Wert zu erkennen vermag, vor allem in der Musik, einer «Heimat der Seele», der Gefühle, ohne die mir keine Heimat denkbar scheint. Nirgends bin ich so sehr zu Hause wie dort, wo gute Musik ertönt, Musik, die ergreift (und sogar erschüttert) bis ins Innerste meines Seins.

Heimat fühle ich in menschlichen Kontakten, in der engeren Familie, in bewährten Freundschaften, Seelenverwandtschaften, in «guten» Gesprächen – es können auch durchaus Streitgespräche sein –, die witzig, bar allen tierischen Ernsts mir Wesentliches, gewissermassen eine philosophische Dimension ein klein wenig aufzuhellen vermögen. Diese geistige Heimat macht es mir nicht gerade leicht; ich ihr jedoch zugestandenerweise wohl auch nicht.

\*

Heimat, das ist eben auch der Lebensbaum, der irgendwo im Erdreich feste Wurzeln geschlagen haben muss. Der, immer standfester, vielleicht auch knorriger, wächst, Äste und Ästchen treiben lässt, der sich als Kletterbaum eignet, dessen Krone ich vielleicht nie besteigen werde, auch wenn es mich wohl gelüstete. Die Wurzeln «meines» Lebensbaums haben sich im Aargau eingegraben, im Unteraargau, wie die Berner einst sagten, im ehemaligen Berner Aargau. Dort bin ich «verwurzelt».

Hier, im Prophetenstädtchen Brugg, dem schweizerischen Bauernhauptort vor dem Wassertor, am «Wasserschloss» der Schweiz, bin ich, wie bereits angetönt, geboren; als Spross einer aus dem ebenfalls unteraargauischen Oftringen, präziser: vom dortigen spätmittelalterlichen Loohof, wo die bäuerliche Sippe seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ansässig war – es gibt ihn noch immer – stammenden Hoteliers- und «Eisenbahn»-Familie.

Hier habe ich in intaktem Familienkreis dreier Generationen meine Jugendjahre verbracht, bin ich zur, es sei offen bekannt, nicht immer geschätzten, weil dem Träumen abholden Schule gegangen, habe ich



*Der Ende der vierziger Jahre noch beinahe verkehrsfreie Brugger Bahnhofplatz. Links die barock-klassizistische Fassade des damaligen Hotels Bahnhof – ein Bau des renommierten «Charlottenburger Fröhlich».*

dennoch die schönsten Abenteuerromane verschlungen, die frühesten und wichtigsten Erkenntnisse gewonnen und besitze ich (wie übrigens auch der frühere Berner Stadtratspräsident und «Bund»-Kollege Otto Frauenlob) das Ortsbürgerrecht. Und nicht im Traum gäbe ich es her.

Es ist wahr – mit fortschreitendem Alter neigt man zur sentimentalen Verklärung. Das heisst: Die Jugendzeit war nicht eitel Honiglecken. Junge Menschen leiden tiefer als bestandene Erwachsene; objektiv kleine Probleme können gelegentlich riesengross aufscheinen.

Doch Heimat ist eben nicht einfach dort, wo es einem gut geht, wie Aristophanes und nach ihm Cicero (*ubi bene, ibi patria*) in einer Zeit festhielten, als noch kein Massentourismus Krethi und Plethi dazu animierte, es sich vielerorts wohlergehen zu lassen. Heimat ist auch dort, wo man Konflikte hat austragen müssen, wo Widerstände zu überwinden waren, wo nicht nur Siege winkten, sondern auch Niederlagen resultierten, wo man sich behaupten musste, aber sich gerade deswegen festigen und letztlich vorwärts gelangen konnte.

Heimat ist nicht die ideale Utopia, die wir uns gelegentlich zurechtlegen, von der wir jedoch vielleicht enttäuscht wären, müssten wir sie wirklich bewohnen. Weil uns die «beste aller Welten» (Leibnitz) nicht mehr wirklich herauszufordern vermöchte, weil sie uns langweilte. Sie liegt nicht in der Natur des Menschen. Sie ist «nicht von dieser Welt».

Nun können und müssen wir an der Verbesserung, an der Flurbereinigung, oder wohl richtiger: an der steten Anpassung unserer Gemeinwesen an neue Bedingungen arbeiten, beharrlich arbeiten, von der Gemeinde bis zur Eidgenossenschaft und neuerdings darüber hinaus bis zur Einbettung ins europäische Ganze und ins weltweite Überganze.

Eigentlich passt mir dabei vieles nicht, hat mir schon als Jugendlichen nicht gepasst. Eine beweglichere, die menschlichen und nicht die staatlichen Bedürfnisse ins Zentrum stellende Schule; eine reformierte, den mündigen «Bürger in Uniform» nicht nur mit Worten respektierende, «entmilitarisierte» Armee; ein kultivierterer Umgang mit Geld und Geist, Besitz und Macht; weniger unflexibles «vaterländisches» Getue und dafür mehr Respekt vor den Gegebenheiten und Leistungen anderwärts – diese können hie und da auch durchaus Vorbild sein, den «Sonderfall Schweiz» beileibe nicht immer rechtfertigend.

Kurz, weniger helvetische «heilige Kühe» und dafür etwas mehr liberale, tolerante Weltoffenheit (die doch im Wirtschaftlichen, soweit sie profitabel ist, so problemlos funktioniert) im geistigen, politischen, sittlichen Denken; wieder etwas mehr Mut zum Wagnis. Zum «Wagnis Europa» beispielsweise, das auch andere Völker wagen.

Und doch – die Schweiz als Heimat: Ich stelle sie als solche keineswegs in Frage. Trotz ihrer physisch-psychischen und etwa auch mentalen Enge, oder vielleicht eben wegen dieser Überblick- und Fassbarkeit. Ich leide nicht an ihr, wie es Max Frisch zunehmend, wie es auch der Brugger Arzt und Philosoph Johann Georg Zimmermann auf seine Art im 18. Jahrhundert getan hat.

Sie bleibt etwas Spezielles, diese Heimat. Ihr Gang durch die Jahrhunderte der Geschichte ist ein besonderer Weg, durchaus ein «Sonderfall». Wenn sie die republikanische Idee gegen Europas damalige Fürsten durchgesetzt, wenn sie die Lands- und Bürgergemeinden entwickelt und eine spezifisch schweizerische Freiheit herausgebildet hat (auch wenn's lange dauerte, bis sie allgemeinverbindlich, für jedermann zugänglich war), so sind da «siebenhundert Jahre» durchaus nicht genug.

Im Gegenteil: Europa kann nur davon profitieren, wenn zu den siebenhundert noch weitere Jahre hinzukommen, wenn der europäische Zusammenschluss in einer Art und Weise erfolgt, die dem Kleinstaat Schweiz seinen integrierten Platz sichert, ohne dass er sich «auflösen» muss wie der Zuckerwürfel im Wasser. Wenn Europa in seiner Entwicklung zur gemeinschaftlichen politischen Union begreift, was dieser historisch kraftvoll legitimierte demokratisch-föderalistische Sonderfall für die Zukunft des Kontinents bedeuten kann.

\*

Ich habe nun beträchtlich vorgegriffen, bin schon recht hoch geklettert auf meinem Heimatbaum und habe von äusseren, weiten Ringen im Wasser geschrieben, während von den unteren Ästen, den engsten Kreisen die Rede sein sollte. Denn mit der Heimat ist es wie mit der Schweiz: Sie entwickelt sich von unten nach oben, von innen nach aussen, und nicht umgekehrt.

Sie beginnt ohne Zweifel «irgendwo im Gemüt», sie spricht mit dem Herzen, sie ist «Urpoesie», etwa wie der folgende alte Brugger Kindervers, den mir noch mein Vater nebst anderen beigebracht hat, die meinem Gedächtnis leider entschwunden sind:

*Öpfelschnitz und Bireschnitz,  
und Zwätschge sind kei Pflume;  
det bim Metzger Müller hinde  
wohnt de Fischer Buume.*

Die örtlich-räumliche Heimat: Das war zuerst durchaus das (allerdings geräumige) Elternhaus, der damals noch bestehende heckenreiche Hinterhof-Garten, der Blick aus den Fenstern über Bahnhof (auf den ich als Knabe seiner drei Perrons wegen mächtig stolz war), über Windischs Oberburg-Quartier und den Lindhof; dann das Bahnhofsviertel mitsamt dortiger des Weltkriegs wegen auf den Strassen vom Verkehr kaum belästigter Jugend; später das ganze damals noch provinziell, leicht verschlafen wirkende, aber eben «romantische» Städtchen mit seinen vielen vertrauten Ecken und Verstecken, seinen gelegentlich recht skurrilen Menschen.

Und schliesslich das, was die «engere Heimat» geblieben ist: Die beim trutzigen Schwarzen Turm, dieser in Stein gesetzten Charakter-

studie der Brugger, in eine imposante, tiefe Schlucht eingezwängte, Bern und Brugg verbindende Aare, die Spanne vom Bruggerberg bis hinüber zum Wülpelsberg, vom Umiker Schachen bis an die schäumende Reuss beim Zelgli, vom später eingemeindeten Lauffohr bis ins sich öffnende Birrfeld mit Pestalozzis Neuhof – die «grünäugige» Fluss- und Hügellandschaft rund um Brugg, wie sie der verstorbene Regierungsrat Kurt Kim, auf den ganzen Kanton bezogen, einst so trefflich genannt hat.

Es ist die Gegend jugendlicher Spiele, der ersten heimlichen, billettlosen Zugsfahrt nach Turgi, der Pfadfinder- und Kadettenachmittage. Seltsam: Es dünkt mich, es habe dabei immer schönes Wetter geherrscht. Ich erinnere mich nicht an Regen. Nie hätte Regen aus dem Kanal-Schwimmbad vertrieben; jede Badesaison war unendlich lang. Und schon gerate ich ins Schwärmen über meine «Wurzelheimat». Ich könnte also fortfahren. Doch es geht ja nicht darum, die Jugend zu schildern, in den Erinnerungen zu kramen. Wichtig ist nur, die Wurzeln mitzufühlen, die fest in der Erde verankert sind, für mich in Brugg, dieser einst nördlichsten Munizipalstadt des mächtigen bernischen Stadtstaats.



*Der Autor dieses Beitrags als «Zweitbezler» im Jugendfestumzug 1947 (hinterste Reihe Mitte vor dem Fahnenzug). Man beachte das schöne, aber etwas beschwerliche Kopfsteinpflaster der Hauptstrasse.*

Bern ist dort noch immer sichtbar, fühlbar. Sichtbar an Bauten, Wappen, Grenzsteinen; fühlbar in einer Mentalität, die dem Behäbig-Bodenständigen der Berner auch heute zuneigt. Ich empfinde mich zwar, selbst nach über zwanzig Jahren in Rüfenacht/Worb und Bern (ja Rüfenacht, so nah verwandt dem Rüfenach bei Brugg!), durchaus als Aargauer und habe eigentlich nie Mühe bekundet, mich mit diesem heterogenen, von Napoleon abgesegneten und von gelegentlichen Selbstzweifeln heimgesuchten Kanton zu identifizieren.

Den Bernern, die ja ihrerseits in karolingischer Zeit ebenso Aargauer waren «wie wir», trägt man für die «Untertanenschaft» nichts nach; man war ja nicht mehr und nicht weniger Untertan als alle anderen Berner auch, ausgenommen die Bernburger, und war mit dem Regiment der Gnädigen Herren, alles in allem, zufrieden.

Ist es blosser Zufall, der mich aus dem Städtchen des bernisch-landadeligen Schultheissen Effinger an die Effingerstrasse in Bern geführt hat? Von Rüfenach nach Rüfenacht? Von der Aare an die Aare?

Geschichtsträchtiger, die Lokalgeschichte europaweit sprengender Boden: Er hat mein historisches Interesse früh geweckt, meine späteren Studien, hauptsächlich im nahen Zürich, wo einst der Zoologe Arnold Lang aus Oftringen als Rektor der Universität amtierte, beeinflusst – in Limmatathen, das mir trotz seiner angriffigeren, viferen Andersartigkeit vertraut wurde und das, wie mir versichert wird, seinen Einfluss das Limmattal hinunter bis nach Brugg neuerdings (die S-Bahn hilft nunmehr offenbar tüchtig mit) immer stärker geltend macht.

Historisches zum Anfassen: Das über zweitausendjährige keltisch-römische Vindonissa mit seinem Legionslager und seiner Arena; die frühhabsburgische Brugger Altstadt, wo der spätere König Rudolf I. oft weilte und wo sich der aargauisch-österreichische Landadel 1386 zur Schlacht bei Sempach versammelte – es sind diesem mittelalterlichen Juwel leider zu meinem grossen Verdruss nebst anderem zwei prägende Tortürme abhanden gekommen: der (obere) Rote Turm und der das Stadtwappen mittragende (untere) Zollturm; die beiden Stammsitze des späteren deutsch-spanisch-österreichischen Kaiserhauses, in dessen Reich eine Zeitlang «die Sonne nicht unterging».

Vor allem auch das nach dem Königsmord errichtete hoch- und spätgotische franziskanische Doppelkloster Königsfelden mit seinen grandiosen, Weltgeltung beanspruchenden Chorfenstern, nach der Reformation bernische Hofmeisterei; weitere Schlösser und Schlossruinen

bernischer Landvögte; und schliesslich, als Bindeglied zum Heimatkanton, das dezent-elegante Bad Schinznach, wo die Helvetische Gesellschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert über eine erneuerte Schweiz diskutierte. Aus der Helvetischen Republik heraus erwuchs dann vor bald zweihundert Jahren bei kräftiger Geburtshilfe der beiden Brugger Stapfer und Rengger der heutige Kanton Aargau – eben: mein Heimatkanton.

Das ist meine eigentliche geographische Heimat geblieben, und ich bin, ehrlich gesagt, recht stolz auf sie.

\*

Ich hätte meinen festen Wohnsitz dort behalten können, ohne neurotisch zu werden, ohne an der heute so modischen Selbstverwirklichung zu scheitern. Doch schon früh realisierte ich, dass sich auch anderwärts existieren lässt. Heimweh? Eigentlich nicht, auch wenn zur Jugendfestzeit, das heisst so um den Brugger Rutenzug herum, ein inneres Kribbeln fühlbar wird, dem ich gern nachgebe, wenn's die Umstände erlauben.

Es genügt mir eigentlich zu wissen, dass die Grundheimat, die Geburtsheimat, wenn auch von den Umweltsorgen unserer Zeit nicht verschont, durch Moderne und Postmoderne architektonisch-baulich etwas «deformiert», ihrer vorher abgewogenen Proportionen beraubt, «ist und bleibt». Dass ich (vorübergehend) heimkehren kann, wenn's mich darnach gelüstet.

Aber als mich, vor über vierzig Jahren, die «Lehr- und Wanderjahre» weg führten in die «Fremde», zuerst ins Welschland, dann in französische, italienische, englische und deutsche Lande, da stellte sich bald einmal so etwas wie ein neues Zu-Hause-Gefühl ein, das mir mitzuteilen schien: Auch hier kannst du sein! Die Fremde war schon nicht mehr fremd. Auch hier wuchs, sogar in den grossen Metropolen, heran, was zumindest Zweitheimat, Wahlheimat hätte werden können, so wie die toggenburgische Berglandschaft, der ich seit meinen Jugendjahren verbunden bin, die mir zum stabilisierenden Retiro, zum Refugium und auch zu einem Stück Heimat geworden ist. Durch «Einwurzelung», um einen Ausdruck der französischen Europäerin Simone Veil zu benutzen.

Das Gefühl, Heimat zu sehen, hat sich meiner vielerorts bemächtigt,

manchmal sogar in fernen Kontinenten, wenn auch seltener. In Boston vielleicht, in Buenos Aires, in Melbourne. In Krakau jedoch war's gleich da, ebenso in Prag und Budapest, und sogar in Leningrad, das jetzt durch eine unerwartete, aber glückliche Fügung der Geschichte wieder St. Petersburg heisst.

Und vor allem in Florenz, als ich erstmals, einundzwanzigjährig, unvermittelt die Piazza della Signoria betrat und sich der Palazzo Vecchio vor mir auftürmte. Und dann kurz darauf, im Giardino di Boboli und auf der Piazzale Michelangelo, der Blick über die Arnostadt, über ihre Kuppeln, Türme und Dächer hinüber nach Fiesole und Settignano. Ich sog zum ersten Mal ein «Gesamtkunstwerk» in mich ein. Es war bildende Bewegung, ein offenbarender Quantensprung – und es war zutiefst Heimat. Sie wuchs nicht allmählich heran, wie anderswo, sie überwältigte mich, einer Sturzflut gleich, in einem einzigen Augenblick.

Es ist so eine Sache mit der Heimat. Die Dichter haben sie liebe-, sehnsuchtsvoll besungen, Homer in seiner Odyssee wie Christoph Martin Wieland in seiner Poesie. Doch: Heimatverklärung passt wenig in diese Zeit. Es sei denn, sie bedeute uns nicht einfach schützende Idylle, mystische Erinnerung an vermeintlich heile Welten, sondern vielmehr das nicht ganz gefahrlose Klettern am Baum des Lebens, Bewegung aufwärts. Der Theologe spräche vielleicht von einer Himmelsleiter. Aber auch eine Leiter muss auf festem Boden stehen.

